



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



Gräfin Sibylle warf einen befriedigten Blick auf das junge Paar, welches in ihrer Nähe vor einem Van Dyck stand und ganz in die Schönheit der Darstellung einer Reitergruppe im Schatten hoher Eichen vertieft erschien. Sie äußerte zu ihrem Begleiter den Wunsch, einen Augenblick zu ruhen. Der Baron schob ihr sogleich einen Stuhl mit hoher, gerader Lehne herbei und ließ sich selbst an ihrer Seite nieder, zufrieden, daß sein vom Treppensteigen angegriffenes Bein die ersehnte Erholung fand, ohne daß er nötig gehabt hätte, seine Schwäche einzugestehen.

Ein echter Sextus, sagte die Gräfin, mit dem Fächer auf das Porträt eines Herrn im spitz nach unten zulaufenden Harnisch und mit etwas härteförmiger Physiognomie deutend. Wie sich die einer Familie charakteristischen Züge doch durch alle Wechsel der Zeiten hindurch lebendig erhalten können! Dieser Stolz des Auges, dieser Adel der Kopfhaltung!

Es wäre einem minder entzückten Beschauer, als Gräfin Sibylle zu sein schien, vielleicht so vorgekommen, als ob das Gesicht des alten Herrn etwas eigenförmig aussähe und die Haltung seines Kopfes durch den Druck der enormen gesteihten Halskrause bedingt sei, aber Gräfin Sibylle hatte dasselbe Bild in ganzer Figur schon in der Halle gesehen und dort vernommen, es stelle den Urgroßvater des Barons Sextus vor. Sie konnte diese ehrwürdige Gestalt nicht anders als bewundernswert finden, und wenn sie den Zweck hatte, den Baron dadurch zu erfreuen, daß sie den Typus seiner Familie sofort zu erkennen imstande war, so erreichte sie ihren Zweck vollkommen.

Es waren gesündere Zeiten, als jener ritterliche Herr noch im Sattel saß, sagte er seufzend. Damals konnte noch ein Mann von klarem Kopf und festem Herzen, der inmitten seines ihm von Gott gegebenen Lebenskreises durch Geburt

und Besitz eine hervorragende Stellung einnahm, von segensreichem Einfluß auf den Staat sein. Jetzt ist alles verwaschen und verwischt, und das größte Maul hat die Bedeutung, welche vordem der besten Klinge zustand. Wir leben in keiner guten Zeit, meine liebe Gräfin.

Gräfin Sibylle ergriff des Barons rechte Hand, drückte sie und sah ihm begeistert ins Auge.

Sie sind ein Mann nach meinem Herzen, sagte sie mit Entschiedenheit. Es thut mir wohl, solch ein Wort zu hören. Solche Gesinnung findet man heutzutage selten, selbst da, wo man billig erwarten dürfte sie zu finden.

Sie haben Recht. Selbst da, wo man erwarten sollte, gesunde Anschauungen zu finden, weil schon das eigne Interesse konservative Gesinnung gebietet, hat sich das französische, demagogische Gift eingefressen. Was hilft es uns, daß wir die Franzosen auf dem Schlachtfelde besiegen, wenn die Ideen der fluchwürdigen Revolution von neunundachtzig uns zu Hause unterjochen? Sie haben wohl gehört, daß mein Herr Vetter in Hessen auf der Linken sitzt, in der beredten Gesellschaft, der man die unverdiente Ehre erzeigt, sie eine Volksvertretung zu nennen?

Gewiß, sagte die Gräfin, mit schmerzlicher Bewegung habe ich es wahrgenommen.

Sie blickte wieder nach dem jungen Paare und freute sich zu sehen, daß dasselbe am andern Ende der Galerie in eifriger Unterhaltung vor einem Bilde stand.

Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre, fuhr der Baron fort. Wer mit der Geschichte des preussischen Staates bekannt ist und dann die Phrasen hört, welche jetzt als Evangelium gelten, der glaubt in einem großen Tollhause zu sein. Was würde wohl dieser alte Herr da in seinem Kürass, der mit gutem Bedacht schon gegen die Verfassungsrevision König Friedrich Wilhelms I. mit allen Kräften opponirte, zu der jetzigen Wirtschaft sagen? Das Verderben fing schon früh an, es fing mit dem Augenblicke an, als man vergaß, daß der Adliche nichts anderes ist als ein grundbesitzender Herr mit den in der Landesverfassung begründeten Rechten, ein Vasall, der seinem Landesherrn Treue, seinem Vaterlande aber den Schutz seines Schwertes schuldig ist. Seitdem man die Landstandschaft des Adels verkäuflich gemacht hat, seitdem man den Grundsatz aufgegeben hat, daß das adliche Grundeigentum unveräußerlich und unverschuldbar sein muß, seitdem mußte der Adel natürlich zurückgehen, und alle revolutionären Ideen bekamen leichtes Spiel. Es kam ein Scheinadel, ein Nominaladel auf, die „Herren von“ tauchten in Massen auf, und die lebendige Teilnahme des wirklichen Adels am Gemeinwesen erstarb. Ja es läßt sich sogar nicht leugnen, daß selbst Friedrichs II. lange und gerechte Regierung das Übel vermehrte und dem Eindringen der französischen Gleichheitsideen vorarbeitete. Der Militärglanz seiner Regierung vollendete den Zwiespalt zwischen dem wirklichen

und dem ernannten Adel und gewöhnte das Volk an den Despotismus. Auch das altangesehene gräfliche Haus Altenschwerdt bietet ein Beispiel für den unglücklichen Prozeß, der den Adel ruinierte und damit dem Staate seine festeste Stütze entzog. So viel ich weiß, ist der Grundbesitz jetzt dem Geschlechte völlig verloren gegangen.

Allerdings ist es so, versetzte die Gräfin mit gesenktem Haupte. Mein seliger Gemahl hat das letzte Gut verloren.

Umso angenehmer ist mir der Gedanke, sagte der Baron, daß durch die Verbindung unsrer Kinder wiederum ein großer Grundbesitz in die Hand eines Altenschwerdt gelangt, der hoffentlich wissen wird, ihn zu bewahren und weiter zu vererben. Es war eine tiefe Weisheit, oder sagen wir lieber eine göttliche Fügung, die meinem Ahn jene Bestimmung eingab, die Herrschaft Eichhausen unter einer solchen Bedingung auch auf die weibliche Deszendenz vererbbar zu machen. Es ist, als ob er vorausgesehen hätte, daß eine Zeit kommen würde, in der die Gefahr nahe wäre, daß ein unwürdiger Zweig des Geschlechtes Sextus zur Erbschaft stünde, während zugleich das Geschlecht Altenschwerdt seines Besitzes beraubt wäre.

Es würde mich sehr interessiren, das Dokument, welches diese Bestimmung enthält, mit meinen eignen Augen zu sehen, sagte die Gräfin.

Es wird mir Vergnügen machen, es Ihnen sogleich zu zeigen. Bitte, haben Sie die Güte, mich in die Bibliothek zu begleiten.

Der Baron bot der Gräfin den Arm und führte sie durch eine Seitenthür der langen Galerie in einen Gang, dessen Fenster auf den inneren Hof mündeten, und von hier aus durch mehrere große und prachtvoll eingerichtete Zimmer in das Gemach, welches den größten Teil seiner Bücher und Papiere enthielt und unmittelbar an sein Arbeitszimmer stieß.

Gräfin Sibylle ging gedankenvoll an seiner Seite. Sie hatte schon von dem Reichtum der Sextus gehört, aber der Anblick des Schlosses übertraf ihre Erwartungen. Die Größe und Ausdehnung des Gebäudes, die Zahl und die innere Ausstattung dieser Räume imponirten ihr. Als sie am Arme des Barons durch die Halle, durch die Galerie, durch die Flucht von Gemächern dahinschritt und ihre Schleppe über so viele Stufen, Teppiche und glatte eichene Dielen strich, ihr Blick über so viele Gemälde, alte Trophäen und moderne Kostbarkeiten, geschnitzte und gepolsterte Möbel, altes Porzellan, Bronzen und Seidenstoffe hinwanderte, ward sie von Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt.

Die Bibliothek des Barons war in altdeutschem Stile eingerichtet, bunte Malereien in den oberen Fensterscheiben gaben ein farbiges Licht, um den mit einem riesigen vergoldeten Tintenfaß versehenen und mit Schriften bedeckten mächtigen Tisch standen hochlehnige geschnitzte Stühle mit roten Lederpolstern, und ringsum an den getäfelten Wänden standen bis zur braunen Decke hinauf wohl mehrere tausend Bände in ihren Borten. Es waren darunter viele schwere

Bücher in schweinsledernen Einbänden, ein interessante Sammlung von Hof- und Staatsgeschichten, Regententafeln, Geschlechtsregistern, Kriegsgeschichten und Memoiren. Der eigentümliche Geruch der Bibliotheken, ein Gemisch des unvertilgbaren, sich immer neu erzeugenden Staubes, des Leders, Holzes und Leims, erfüllte das Gemach und schien dessen Ehrwürdigkeit noch zu erhöhen.

Baron Sextus rasselte mit einem großen Schlüsselbunde, das er aus seinem Schreibtische im Nebenzimmer holte, und öffnete einen eisernen Schrank, der in die Wand eingefügt war. Es ward ihm sauer, die schweren Riegel der untern Felder zurückzuschieben, und sein Gesicht ward röter als gewöhnlich, indem er sich bückte. Gräfin Sibylle glaubte zu bemerken, daß er sich bemühe, seinen Bewegungen ihretwegen eine Leichtigkeit zu geben, die nicht ganz natürlich war, und sie wollte ihm einen Dienst leisten, indem sie nicht zusah. Sie trat deshalb an eines der hohen Fenster und blickte in das Land hinaus, welches sich nach dieser Seite hin als ein weites Gewoge gelber Getreidefelder darbot.

Welch ein Besitz! Welch ein Reichthum! sagte sie zu sich selber. Sicherlich gehören diese Felder ihm!

Der Baron legte jetzt ein Packet vergilbter Pergamente, an denen silberne Siegellapseln hingen, auf den Tisch, und die Gräfin setzte sich neben ihn und beobachtete das freudestrahlende Gesicht, mit dem er ihr verschiedene merkwürdige Schriftstücke aus früheren Jahrhunderten und auch jenes wertvolle Dokument über die Vererbung der Herrschaft Eichhausen vorwies. Er wurde lebhaft und warm, indem er die schriftlichen Belege der Größe seiner Ahnen in den Händen hielt und erklärte, und aus dem Rahmen des grauen, militärisch geschnittenen Haares und Bartes blickte ein beinahe jugendliches Gesicht hervor, in welchem die zahllosen Runzeln sich glätteten und die stahlfarbenen Augen hell blitzten.

Höchst interessant! Höchst merkwürdig! Höchst interessant! sagte die Gräfin zu wiederholten malen.

Sie blätterte mit ihren weißen Fingern in den gelben Papieren und hob die Kapseln empor, wobei die Ärmel und Spitzenmanschetten von ihrem schöngeformten Arme zurückglitten.

Die steifen Schriftzüge jener wackeren Herren, die dereinst so fest in den Bügeln waren und den Degen so tapfer zu gebrauchen wußten, die Reihe von Namen der Güter und Borwerke, der Titel und Würden, die Siegel mit den wunderlichen Tieren und Schnörkeln, der Duft von Staub und Moder, der aus den Pergamenten emporstieg, alles das zog an den Augen der Gräfin Sibylle mit einem Reiz vorüber und drang mit einem Zauber zu ihren Sinnen, der sie in die angenehmste Stimmung versetzte.

Und warum, mein lieber Baron, fragte sie nach einer langen Pause im Gespräch, sich vorbeugend und ihn träumerisch anblickend, warum haben Sie es dahin kommen lassen, daß diese große schöne Erbschaft nunmehr auf die beiden Augen einer einzigen lebenswürdigen und reizenden Tochter gestellt ist?

Es war völlig still in der Bibliothek, nur die sanften Töne dieser ausdrucksvollen Stimme durchdrangen das feierliche Schweigen. Die Frage drang tief zum Herzen des Barons Sextus. Er zuckte die Achseln, und ein trauriger Ausdruck kam in seine Miene.

Meine Ehe ist nicht ganz das gewesen, was sie hätte sein können, sagte er. Mit einer höchst liebenswürdigen, achtungswerten Dame vermählt, ward ich doch nicht so von Gott gesegnet, wie ich wohl ersehnte. Dorothea blieb mein einziges Kind, meine Frau starb früh, und ein Sohn —

Der Baron seufzte und vollendete seinen Satz nicht.

Und Sie haben nicht daran gedacht, sich wieder zu vermählen? Sie haben die Hoffnung aufgegeben, einem eignen Sohn den Namen, die Ehren und den Besitz des alten Geschlechts zu hinterlassen?

Ein schwaches Lächeln flog über das kriegerische Gesicht des alten Herrn.

In meinen Jahren, sagte er, wenn vierundsechzig Winter ihren Schnee auf das Haupt gestreut haben, denkt man wohl nicht mehr an Vermählung.

Es trat ein kurzes Schweigen ein, dann sagte Gräfin Sibylle mit ruhiger und klarer Stimme: Ein Mann ist niemals zu alt, um zu heiraten.

### Siebzehntes Kapitel.

Es war ein eigentümlicher Klang in den Worten der Gräfin Sibylle, und hauptsächlich dieser Klang war es, der den Baron lebhaft berührte, sodaß es ihm beinahe so war, als sei er von einem elektrischen Funken getroffen worden. Er betrachtete aufmerksam das Gesicht der Gräfin, welches ihm voll zugewandt war, und es kam ihm in diesem Augenblick erst recht zum Bewußtsein, daß sie eine schöne Frau sei. Etwas vornehm gebietendes lag in ihren ausgeprägten Zügen, der kühne Schnitt der Nase gab ihnen etwas majestätisches, und die dunkeln Augen hatten ein zugleich verführerisches und durchdringendes Licht. Sie strahlten unter den hochgewölbten Brauen mit einem gefährlich fesselnden Glanz hervor. Die schönen Farben auf Stirn und Wangen ließen jeden Gedanken daran verschwinden, daß diese Dame einen heiratsfähigen Sohn besitze, und die Lippen waren so korallenrot, wie die eines soeben erblühten Mädchens. Wenn das Spizentuch auf dem dunkeln Haar über der niedrigen, doch starkgewölbten Stirn sich in eine von Diamanten blinkende goldene Krone verwandelt hätte, so würde das Bild einer Königin, die ihre Unterthanen, einer Elisabeth und Katharina gleich, ebensowohl durch ihre persönlichen Reize wie durch die Macht ihres Szepters zu beherrschen sucht, vollkommen gewesen sein.

Etwas sehr angenehmes lag für den Hörer in den Worten der Gräfin. Baron Sextus hatte seit langen Jahren nicht mehr daran gedacht, sein Lebensboot noch einmal wieder in das ungewisse Meer der Ehe hinauszusteuern und war an die Meinung gewöhnt, daß er zu alt sei, um mit dem Geschick noch

um andre Güter zu ringen, als Politik, Taktik und Landwirtschaft eintragen können. Er war viel zu fest in dieser Meinung, als daß die Bemerkung der Gräfin ihn hätte umstimmen können, aber doch hatte er sie gern gehört, und als er sich erhob, um den Gast, nachdem die Dokumente genügend betrachtet waren, wieder hinabzugeleiten, kam es ihm vor, als spüre er nichts mehr von der Sicht. Er fand, daß die Gräfin etwas belebendes in ihrer Unterhaltung habe, und er begrüßte seinen Freund, den General, der sich inzwischen eingestellt hatte, in der allerbesten Laune.

Mit einem eigentümlichen Interesse sah Gräfin Sibylle den General an, als sie den Namen Graf von Francken hörte, und sie benützte einen ungestörten Augenblick, um Baron Sertus nach diesem Herrn zu fragen. Die Familie von Francken ist sehr ausgedehnt, sagte sie, und es ist möglich, daß ich mich in der Person irre. Aber es schwebt mir so etwas vor — eine alte Geschichte, die vor fünfzehn Jahren Sensation in der Gesellschaft machte. Ist nicht damals eine Gräfin von Francken, geborne von Laffon, ihrem Manne durchgegangen? Und war nicht deren Gemahl Offizier?

Sie haben ganz recht, gnädigste Gräfin, wenn sie vermuten, daß dies derselbe Mann ist, der damals so schwer durch die Untreue seiner Frau betroffen wurde, entgegnete der Baron. Jener traurige Fall ist das Unglück seines Lebens geworden.

Und wer war doch der Entführer? fragte die Gräfin mit lauerndem Blick.

Das ist mir nicht mehr erinnerlich. Ich hatte damals noch nicht die Ehre, den Grafen zu kennen, und Sie begreifen, daß ich ihn niemals, trotz unsrer nahen Bekanntschaft, die ich wohl Freundschaft nennen könnte, darnach zu fragen imstande war. Wie man erzählt, unterstützt er die treulose Frau, ein Beweis von Großmut, wie sie wohl selten gefunden wird, die ihm aber jeder, der ihn kennt, wohl zutrauen kann.

Die Gräfin richtete ihre dunkeln Augen gedankenvoll auf das Gesicht des alten Generals, welches einem Spiegel aller edeln Eigenschaften glich.

Es galt noch einen Gang durch den Park zu machen, damit der Besuch auch diesen Glanzpunkt Eichhausens kennen lerne, und dann sollte soupiré werden. Herr Eschenburg war gegen Erwarten heute Nachmittag nicht gekommen, doch ließ der Kellermeister auch für ihn ein Gedeck legen, da er wohl noch später kommen würde.

Der Baron ging mit Graf Dietrich voran, ihnen folgten die beiden Damen mit dem General. Das Wetter, welches den ganzen Sommer hindurch sehr angenehm gewesen war, begünstigte auch heute die kleine Gesellschaft und zeigte die Umgebung von Schloß Eichhausen in günstigem Lichte. Der August, welcher sich zu Ende neigte, hatte angefangen, hellere Tinten über das Laubwerk auszubreiten, und es zogen gelbe und rote Töne durch das massige Grün mancher Baumgruppen, welche im Verein mit den rötlichen Strahlen der herabsteigenden

Sonne die schattigen Tiefen des alten stolzen Parkes zu erhellen und zu beleben geeignet waren.

Der Baron hatte seinem Besuche für diesen Spaziergang noch ein besonderes Vergnügen zugebracht und führte ihn zu einer abseits gelegenen Stelle, wo er einen Scheibenstand für Pistolenschießen hatte einrichten lassen. An der Mauer, welche den Park an der nördlichen Seite von den Feldern schied und wo die Anordnung der Bäume eine vorteilhafte Aufstellung der Scheibe möglich machte, hatte er einen verfallenden Pavillon im Zopfstil neu herstellen lassen. Dieser Pavillon, welcher einer Laune des Großvaters seine Entstehung verdankte und zu dem Geschmack der übrigen Gebäude und der Anlagen garnicht paßte, deshalb auch später vernachlässigt worden war, bot nun wieder einen hübschen Anblick. Er war mit Tabourets ausgestattet, in der Mitte stand ein mit Erfrischungen besetzter Tisch und vor dem Eingange war ein vorspringendes Dach angebracht, unter welchem die Schützen vor dem Blendens der Sonne gedeckt stehen konnten. Der Jäger des Barons hielt ein Paar gezogener Pistolen bereit.

Der Baron, welcher ein guter Schütze war, schoß heute recht schlecht, und Dorothea bemerkte mit stiller Bewunderung, daß er seine Brille nicht aufsetzte, wie er doch sonst sowohl beim Schießen als beim Lesen kleiner Schrift that. Besser schoß Graf Dietrich, als ausgezeichnete Pistolenschütze aber zeigte sich der General. Er traf fast mit jedem Schuß ins Schwarze.

Es müßte eine bedenkliche Sache sein, mit Eurer Excellenz in Streit zu geraten, sagte Gräfin Sibylle scherzend.

Sie ergriff selbst eine Pistole, und sie schoß nicht schlecht. Ohne nur mit den Wimpern zu zucken, sah sie den Feuerstrahl aus der Mündung brechen.

Sie war ungemein lebenswürdig und wußte die Unterhaltung in anregender Weise zu leiten. Wenn es ihre Absicht war, ihre neuen Bekannten zu bezaubern, so blieb sie nicht ohne Erfolg, wenigstens bei einem Teil derselben. Sowohl der General als Baron Sextus zeigten sich lebhaft und entgegenkommend gegen sie und schienen sich im Gespräch mit ihr zu verjüngen. Nur bei Dorothea gelang es ihr nicht, die Kälte zu durchdringen, die vom ersten Augenblick der Begrüßung an wie eine Schneewolke zwischen beiden Damen gestanden hatte. Dorothea maß die Gräfin zu wiederholten malen mit dem Blick des Zweifels und fühlte bei ihren Lebenswürdigkeiten immer mehr die Notwendigkeit, auf ihrer Hut zu sein. Sie vermochte kein Zutrauen zu den dunkel leuchtenden Augen zu gewinnen, und sie mißtraute vollständig einem gewissen Zuge in den Winkeln des roten Mundes und dem spitz vortretenden Kinn. Gräfin Sibylle schien nichts von dieser abweichenden Empfindung zu merken. Sie war ganz Offenheit und Freundlichkeit gegen das junge Mädchen. Sie hatte Dorothea im Laufe des Nachmittags schon zweimal umarmt, indem sie sich nicht enthalten konnte, bei gewissen Wendungen des Gespräches dem Zuge ihres Herzens zu

folgen und das ihr so durchaus sympathische, entzückende, schöne Geschöpf an ihren Busen zu drücken. Aber doch machte die Freundschaft innerlich eher Rückschritte als Fortschritte. Dorotheens klaren und von idealer Gefinnung durchgeistigten Züge nahmen eine immer festere Geschlossenheit an und näherten sich in ihrer Ruhe der Unbeweglichkeit eines marmornen Antlitzes.

Von Zeit zu Zeit flog ihr Blick suchend in der Richtung des Schlosses hin, als wollte er das Dickicht der vielfach hintereinander liegenden Baumgruppen durchdringen, und sie fragte sich in unbehaglicher Erwartung, warum Eberhardt noch nicht komme. Sie hatte Weisung zurückgelassen, ihn zum Schießplatz zu führen, falls er käme, und zudem mußte ihn, wenn er überhaupt schon gekommen war, der Knall der Schüsse schon von ferne über den Ort unterrichten, wo er die Gesellschaft treffen würde. Warum kam er nicht, wo seine Gegenwart ihr doch so besonders lieb gewesen sein würde, wo sie so gern ihr sich zusammenziehendes Herz einem warmen Lichtstrahl eröffnet hätte, wo er doch auch besonders eingeladen war? Sie sah den blauen Nebel, der sich in den Tiefen des Gehölzes bildete, immer mehr sich ausbreiten und das völlige Herabsinken der Sonne verkünden, und mit einer Regung unerträglicher Ungeduld erhob sie sich und erinnerte daran, daß es Zeit sei, zum Essen zu gehen. Sie bemerkte in diesem Augenblick Graf Dietrichs Miene mit dem Ausdruck sympathischen Interesses ihr zugewandt, und als er ihr gleich darauf den Arm bot, nahm sie ihn hastig an und ging mit ihm voraus.

Dietrich gefiel ihr recht gut. Es war etwas kluges und anschniegendes in seinem Wesen, und er wußte stets Gegenstände zu berühren, die so fern lagen, daß man mit voller Unbefangenheit über sie reden konnte. Er schien mit seinem Instinkt zu erraten, daß sein Gespräch mit ihr dann am leichtesten und heitersten verlief, wenn es Dinge betraf, welche weder sie noch ihn selbst betrafen. Er erging sich jetzt über die Zustände der Theater in Paris und wußte ein so ergötzliches Bild der Rivalität der Autoren und der Intriguen der Bühnenkünstler zu geben, daß Dorothea lachen mußte. Graf Dietrich schien in die geheimsten Vorgänge hinter den Kulissen eingeweiht zu sein.

Bei ihrer Ankunft im Schlosse zeigte sich, daß Eberhardt nicht dort war, und Dorothea ließ sein Gedeck vom Tische entfernen, ehe der kleine Kreis sich im Speisezimmer versammelte. Sie konnte kaum ihre Thränen zurückhalten in dem Augenblick, wo sie diesen Befehl gab.

In angeregter Stimmung ließ man sich, mit Ausnahme von Dorothea, die ausgewählten Gerichte, welche der erprobte Koch zubereitet hatte, schmecken und that den vorzüglichen Weinen alle Ehre an. Gräfin Sibylle erklärte, daß es ihr ausnehmend wohlthue, die Küche des Herrn Doktor Schmidt einmal mit einer andern vertauschen zu dürfen, und führte mit vollem Verständnis das zarte, mit feinem Larose gefüllte Glas zu den Lippen.

Der Baron lächelte, als er die Triandise bemerkte, mit der sie von den Speisen kostete. Der Bursche, der Schmidt, ist ein verschmitzter Hund, sagte er. Ich vermute, der bessere Teil seiner medizinischen Kenntnisse steckt in seinem Geldbeutel. Er macht sich ein Vermögen, indem er seine Patienten hungern läßt.

Sie haben vollständig Recht, Herr Baron, versetzte Graf Dietrich lachend. Ich sage beinahe täglich zu Mama, daß wir die Opfer eines Aberglaubens sind.

Du thust sehr Unrecht, mein lieber Dietrich, so zu sprechen, sagte die Gräfin. Der Mgenjaft ist dir vortrefflich bekommen, und ich bin der Meinung, daß Doktor Schmidt von ausgezeichnete Fähigkeit ist. Er flößt mir volles Vertrauen ein, obwohl ich nicht sehr geneigt bin, auf ärztliche Kunst zu bauen und Gelegenheit gehabt habe, die berühmtesten Spezialisten sich irren zu sehen.

Nun, erwiederte ihr Sohn, das ist Glaubenssache, und ich habe bei dem heutigen hohen Standpunkte der Wissenschaft immer noch mehr Vertrauen zu der Fakultät als zu den Kunststücken der Naturburschen. Welche wundervollen Namen hat doch die medizinische Wissenschaft heutzutage aufzuweisen! Das ist ein Glück, welches wir nicht unterschätzen sollten.

Mein seliger Vater pflegte zu sagen, bemerkte der Baron, daß es ein sicherer Beweis für die schlechte Beschaffenheit der Gesellschaft sei, wenn sie ausgezeichnete Ärzte und Richter nötig habe.

Ei! rief Dietrich und blickte den Baron fragend an, indem er Messer und Gabel niederlegte.

Mein seliger Vater hatte Ansichten, die jetzt für barock gelten würden, sagte der Baron. Er war ein Mann aus der alten Schule. Er hat sein Leben lang keinen Arzt und keinen Advokaten angenommen und nannte die Ärzte und Juristen stets nur Pflasterkasten und Rechtsverdreher. Er hatte aus seinen Feldzügen die Überzeugung mitgebracht, daß es nur ein einziges Heilmittel gäbe, nämlich den Schaum vom Pferdemaul, und was die Streitigkeiten betrifft, so kannte er als solide Rechtsmittel nur den Degen und die Pistole. Wenn er von den Krankheiten hören könnte, die jetzt Mode sind, wo sogar Männer Nerven haben, und wenn er sähe, welche Geige jetzt die Juristen in der Staatsverwaltung spielen, da möchte er sich wohl im Grabe umdrehen.

Der Baron sagte das nicht ohne bestimmte Absicht. Es kitzelte ihn, dem jungen Grafen, der seiner Nerven wegen in Fischbeck war, einen kleinen Hieb zu versetzen. Dietrich hatte keinen vollkommen befriedigenden Eindruck auf ihn gemacht. Er schien ihm der Härte zu entbehren, die er von einem Edelmann verlangte. Dietrich hatte auf dem Spaziergange durch den Park nicht den Enthusiasmus für die Kavallerie an den Tag gelegt, den der Baron bei einem mustergiltigen Schwiegersohne für wünschenswert hielt. Dietrich hatte allerdings den französischen Feldzug so gut mitgemacht wie ein anderer und sprach nicht ohne Verständnis von den Aufgaben der leichten Reiter, in deren Reihen er gestanden hatte. Aber er schien doch die Mühseligkeiten jener Zeit sehr empfunden zu haben

und blickte darauf mit der Ansicht eines Mannes zurück, der froh ist, ein notwendiges Übel hinter sich zu haben. Ja er hatte sogar zwei Bemerkungen gemacht, die dem Baron entschieden mißfielen. Er hatte die Behauptung aufgestellt, die Artillerie werde in Zukunft die erste Waffe werden, und hatte gemeint, der Angriff von Kavallerie auf intakte Infanterie sei ein nutzloses Hin-schlachten von Mann und Pferd.

Graf Dietrich errötete, als der Baron in tabelnder Weise der männlichen Nerven Erwähnung that, und wollte darauf etwas entgegenen. Aber als er schon den Mund öffnete, schlug ein leises Husten an sein Ohr, und er begegnete dem Blicke seiner Mutter. Er machte den Mund wieder zu und ergriff von neuem Messer und Gabel.

Inzwischen nahm der alte General den Faden des Gesprächs auf. Wenn ich die Meinung Ihres seligen Vaters recht verstanden habe, Herr Nachbar, sagte er, so war es die, daß in einem gesunden und tüchtigen Staate sowohl die Krankheiten als auch die Rechtshändel so einfacher Art sein müßten, daß schon die gewöhnlichste Kunst sie zu heilen und der gesunde Menschenverstand sie zu schlichten imstande sein müßten. Von einem solchen Ideale sind wir allerdings weit entfernt. Es bringt mich dies auf die alte Frage, ob ein Arzt selbst kränklich sein darf oder ob er sehr gesund sein muß, und ob ein Richter selbst ein schlechter Kerl sein darf oder ob er rechtschaffen sein muß. Denn beide, so argumentiren die Philosophen, sollen heilen: die einen die Körper von ihren Krankheiten, die andern die Seelen von ihren Schlechtigkeiten, indem diese ja auch nur Krankheit und die gesetzmäßigen Strafen deren Heilmittel seien.

Nach meiner Erfahrung, sagte die Gräfin, ist es besser, wenn ein Arzt selbst Krankheiten durchgemacht hat. Es giebt da so robuste Leute, die selbst alles vertragen können und deshalb ihren Patienten wahre Pferdekuren zumuten. Ich erinnere mich eines Oberstabsarztes, den mein seliger Gemahl aus alter Anhänglichkeit zu konsultiren pflegte, und der bei jedem Unwohlsein eine Flasche Rauenthaler verordnete. Weil er selbst täglich mehrere Flaschen dieses edeln Getränkes in ungetrübter Gesundheit zu sich nahm, dachte er, das müßte andern Leuten auch gesund sein. Dem Grafen aber bekam es sehr schlecht, wenn er sich einmal überreden ließ, dem braven Manne zu folgen. Ein schwächlicher Arzt aber kann sich leichter in kranker Leute Zustände hineindenken. Deshalb sollte ich denken, auch ein Richter käme den Schlichen der Verbrecher am besten auf die Spur, wenn er selbst eine gewisse Erfahrung darin durchgemacht hätte. Ein rechtlicher und ehrenhafter Mann wird die Leute immer zu hoch taxiren. Nimmt man doch auch zu den Detectives und Geheimpolizisten mit Vorliebe frühere Verbrecher.

O ja, entgegnete der General, aber man hat dagegen noch etwas eingeworfen. Man sagt, daß der Arzt zwar körperlich krank sein dürfe, da er ja durch seine geistigen Fähigkeiten kranke Körper heilt, daß der Richter aber,

welcher kranke Seelen zu heilen hat, nicht selbst eine kranke Seele haben dürfe. Wenn der Richter selbst ein schlechter Mensch ist, so wird er sich freilich leicht in schlechte Angeklagte hineindenken können, aber es wird ihm die Fähigkeit abgehen, edle Menschen, welche unschuldig vor ihn geführt werden, richtig zu beurteilen. Deshalb muß er allerdings Erfahrung in Schlechtigkeiten haben, aber er darf diese Erfahrung nicht an sich selbst machen, sondern selbst muß er ein reiner Charakter sein. Denn der edle Mensch wird wohl imstande sein, nicht allein das Gute, sondern auch das Schlechte zu erkennen, aber der schlechte Mensch wird nur das, was ihm selbst gleicht, begreifen können.

Dorothea glaubte bei diesen Worten des Generals zu sehen, daß die Augen der Gräfin Sibylle, welche aufmerksam zuhörte, in ihrem Glanze erlöschen und ein falbes Aussehen annahmen, als ob sie erschreckt oder verletzt oder doch jedenfalls zu einer Betrachtung veranlaßt worden wäre, welche sie aus der bisherigen Stimmung herausriß. Diese Beobachtung nahm Dorothea so in Anspruch, daß sie vergaß, einen Gedanken auszusprechen, der ihr bei der Erörterung gekommen war, und nachdenklich zusah, wie die Gräfin sich in der Absicht, das Gespräch abzulenken, mit einer Frage über die Jagdzeit an den Baron wandte.

Wir werden in acht Tagen anfangen, Hühner zu schießen, entgegnete dieser. Ich werde mich sehr freuen, wenn Ihr Herr Sohn mir alsdann die Ehre erzeigen will, herüberzukommen. Es giebt viel Wild dieses Jahr.

Sehr göttig, sagte Graf Dietrich. Doch weiß ich noch nicht, ob wir so lange in Fischbeck bleiben werden.

Er wandte sich nach diesen flüchtig hingeworfenen Worten an den General, dessen Persönlichkeit ihm ungleich besser gefiel als die des Barons, und sagte: Ihre Bemerkung, Excellenz, ist mir sehr interessant. Wenn es wirklich richtig wäre, daß der Schlechte nur das Schlechte richtig beurteilen könnte, der Gute aber Gutes und Schlechtes, so würde dies eigentümliche Schlüsse auf die gesamte Literatur ziehen lassen. Ich muß aber gestehen, daß mir die Sache nicht völlig einleuchtet.

Inwiefern wollen Sie denn auf die Literatur schließen? fragte der General.

Nun, wenn jener Satz richtig wäre, so müßte man sagen, daß der Autor von Werken, die das Gute darstellen, selbst ein guter Charakter sein müßte, ebenso derjenige, welcher das Gute und das Schlechte darstellte, während dagegen ein Autor, welcher nur oder doch vorwiegend das Schlechte schilderte, selbst ganz oder doch beinahe ganz schlecht sein müßte. Dagegen möchte ich aber behaupten, daß hier lediglich ein ästhetisches Urteil möglich ist und daß wir allein nach der Bedeutung einer Dichtung als Kunstwerk fragen dürfen, gleichviel, ob in derselben schlechte oder gute Charaktere wiedergegeben werden, während ein Rückschluß von der Dichtung auf den Charakter des Dichters ganz unthunlich ist. Es kann meines Erachtens ein miserabler Mensch, wenn er nur

dichterisches Talent hat, die edelsten, tugendhaftesten Leute schildern und die herrlichsten Thaten erzählen, sodaß seine ganze Dichtung sich wie ein Hymnus auf die Tugend ausnimmt. Und ebenso kann ein durchaus reiner und edler Charakter sich damit beschäftigen, lauter Verbrecher und Verbrechen darzustellen, in der guten Absicht, die Welt zu bessern.

Mein seliger Vater, den ich vorhin schon einmal erwähnte, warf der Baron ein, war der Meinung, daß überhaupt alle Federfuchser nichts taugten, und daß kein wahrer Mann sich jemals damit abgeben würde, zu schreiben. Das war nun wohl etwas zu weit gegangen, denn ich kann mir recht gut vorstellen, daß ein tüchtiger Soldat und Edelmann, wenn ihn etwa widriges Geschick auf den Sand geworfen hat, sich zur Ausfüllung müßiger Stunden mit Aufzeichnung seiner Erlebnisse und der Geschichte seines Stammes, oder der belehrenden Erzählung von Kriegen beschäftigt. Aber was darüber hinausgeht und außerhalb des Kreises der Wissenschaften liegt, das ist allerdings wohl von Übel, und die Verherrlichung, welche jetzt nicht nur von seiten des schönen Geschlechts, sondern in gewissen Kreisen auch von den Männern mit den sogenannten Geistesheroen getrieben wird, ist ein schlimmes Zeichen der Zeit. Daher kommt es denn, daß schließlich diese Sippe von Müßiggängern, unbrauchbaren Studierten und aller Arten verfehlter Existenzen, die in Tinte arbeiten und sich darum Ritter vom Geiste nennen, auch etwas im Staate zu gelten anfangen. Glücklicherweise ist es bei uns noch nicht dahin gekommen, daß Journalisten, Feuilletonisten, Poeten und Literaten, oder wie man dieses süße Volk sonst nennen will, zu Ämtern berufen werden, wie in Frankreich. Das ist noch so ziemlich das einzige, was mich einiges Vertrauen auf den Bestand des preussischen Staates setzen läßt, daß sich bei uns kein vernünftiger Mensch um diese Art Leute bekümmert und sie namentlich von der Regierung vollständig verachtet werden. Ich habe in Frankreich und in Italien gesehen, daß in einem Salon, wo eine sogenannte literarische Größe auftrat, eine förmliche Bewegung entstand, als ob ein Mann von Bedeutung eingetreten wäre. Bei uns ist mir das doch Gottlob noch nicht begegnet.

O mein verehrtester Freund! sagte der General lachend, das kommt doch wohl nur daher, daß Sie seit langer Zeit keinen Salon besucht haben. Ich versichere Ihnen, daß mir nicht wenig Beispiele bekannt sind, namentlich von den süddeutschen Höfen, daß man wahrhaft geistige Bedeutung, auch bei berufsmäßigen Schriftstellern, wohl auch bei uns zu schätzen versteht. Und ich glaube auch, daß selbst die Regierung nur zu ihrem eignen Schaden die Dichter vernachlässigen kann. Sie bilden eine stille aber große Macht und haben mehr Einfluß auf das Volk als die Regierung selbst, weil sie in tausenden von Organen ihre Ansichten dem Volke mitzuteilen vermögen.

Graf Dietrich, der sich nicht hatte enthalten können, einen Zornesblick auf den Baron zu schleudern, machte dem General ein verbindliches Gesicht und

sagte: Ich möchte Eurer Excellenz vollständig Recht geben. Nur Kurzsichtigkeit kann die Bedeutung der Literatur für das Volk leugnen. Und ich möchte auch Theophile Gautier, dessen scharfen Geist ich sonst gern anerkenne, widersprechen, wenn er die Meinung vertritt, die Bücher hätten keinen Einfluß auf die Sitten. Er sagt, so wie der Frühling die jungen Erbsen brächte, aber nicht die jungen Erbsen den Frühling, so produzierten auch die Sitten die jeweiligen Bücher, aber nicht die Bücher die Sitten. Aber ich behaupte: Allerdings ist die Literatur erst die Folge der Sitten einer bestimmten Zeit, aber sie ist zunächst ein Spiegelbild im Kopfe einer kleinen Schaar Auserwählter, und dieses Spiegelbild, richtig oder verzerrt je nach dem Geiste des Dichters, ist es doch erst, was der großen Masse vorgeführt wird, kann also gut oder schlecht einwirken.

Der General nickte. Je nachdem nun der Dichter gut oder schlecht ist, sagte er lächelnd, wird also sein Spiegelbild wohl gut oder schlecht ausfallen, und so müßten wir doch wohl annehmen, daß die Person des Dichters von seinen Werken nicht zu trennen ist, oder denken Sie, Graf Altenschwerdt, daß in diesem Falle der Spruch nicht einträfe: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen?

Aber der Standpunkt der Kunst! rief Dietrich. Der Standpunkt der Kunst! Oder sollen wir es machen wie jenes naive Publikum, welches dem Darsteller des Don Carlos und Romeo Sträuße schickt und den Darsteller des Mephisto und Iago für einen ausgemachten Bösewicht hält?

Die Naivetät giebt oft nützliche Fingerzeige, entgegnete der General. Ich habe mich im Theater, wenn ich Spitzbuben auf der Bühne sah, oft mit dem Gedanken beschäftigt, ob nicht ein Schauspieler, der vielfach in der Maske von Intriganten, Lügnern und Mördern auftritt, schließlich etwas vom Charakter dieser Maske annehmen könnte. Muß er sich doch, wenn er natürlich spielen will, ganz in die Figur und das Benehmen der Personen umschmelzen, die er darstellt, und die Gewohnheit ist ein mächtig Ding. Wir wundern uns nicht, wenn die Schauspielerinnen, welche in einer Atmosphäre von erdichteten Liebesintriguen leben, selbst leicht wirkliche Liebesgeschichten anzetteln, und es könnte sich wohl bei den andern Rollen eine ähnliche ansteckende Kraft herausstellen. Doch will ich dies dahingestellt sein lassen, denn es ist doch schließlich nur ein äußerliches Umschmelzen, welches die Schauspieler mit sich vornehmen müssen, und die angeborne Natur ist so leicht nicht zu ändern. Aber bedenken Sie einmal, wie es mit dem Dichter der Theaterstücke geht! Er hat aus seinem Geiste heraus sowohl alle die einzelnen Personen wie auch die vorgeführte Handlung geschaffen. Er muß die Charaktere, die er vorführt, nach Vorbildern gestalten, die er in sich selber trägt, und muß sich innerlich, geistig umschmelzen in die Menschen, die er schafft. Meinen Sie nun, daß ein starker und edler Geist Lust hat, sich in niedriges Pack umzuschmelzen und den Schleichwegen, der Furcht, der Bosheit eines schlechten Menschen nachzugehen? Es wird ihm

nicht möglich sein. Deshalb sehen Sie auch bei Shakspeare, daß selbst seine Bösewichte etwas Kühnes und Großartiges haben, sodaß wir ihnen nicht gram werden oder sie wenigstens niemals verachten können. Wir nehmen immer ein lebhaftes Interesse an ihren Schlechtigkeiten und bedauern, daß so tüchtig angelegte Naturen solcher Verderbnis verfallen sind. In Richard III. sind wir beinahe geneigt, dem bösen König den Sieg zu wünschen. Das kommt daher, daß ihm Shaksperes Geist eingehaucht ist, daß es Shakspeare selber ist, der ein Königreich für ein Pferd bietet. Ein großer Dichter wird sowohl gute als schlechte Menschen mit voller Wahrheit und Kraft erhebend und erschütternd zeichnen, die erbärmlichen aber, wo er deren in der Handlung bedarf, nur mit Ironie, und umgekehrt werden wir aus den wahrhaftigen und heroischen Charakteren des Dramas auf eine große Seele beim Dichter schließen können. Wo wir aber nur schlechte Menschen geschildert sehen und noch dazu in solcher Weise, daß wir sie hassen und verachten, da müssen wir annehmen, daß der Dichter selbst ein kleiner und schlechter Geist sei. (Fortsetzung folgt.)



## Literatur.

Charles R. Darwin und die kulturhistorische Bedeutung seiner Theorie vom Ursprung der Arten. Von Dr. Otto Zacharias. Berlin, Staude, 1882.

Der Verfasser dieser Schrift giebt eine lebhafte Schilderung von Charles Darwins Leben und Charakter und schließt daran eine sachgemäße und anschauliche Darstellung der eigentlichen Lehren Darwins und ihrer großen Bedeutung. Die Abneigung des Verfassers gegen übertriebene metaphysische Spekulationen tritt dabei ebenso vorteilhaft hervor wie seine unbefangene und liebenswürdige Anerkennung für die verschiedensten Richtungen und Individualitäten. Fast am besten hat uns der Schlußsatz gefallen: „Dem dogmatischen Darwinismus, der eine Neigung verrät, in naturphilosophische Spekulationen zu verfallen, möchte ich den Darwinismus Darwins, die von wirklichen Thatsachen ausgehende und von Versuch zu Versuch fortschreitende Methode des großen englischen Forschers empfehlend gegenüberstellen, die freilich nicht zu schnellen und blendenden, aber zu sichern und für die Wissenschaft allezeit wertvollen Resultaten führt.“

Wiewohl aber mit diesen Worten die einfache und grundehrliche Forschungsweise des echten Empirikers in das rechte Licht gesetzt ist, so müssen wir doch an einigen andern Stellen des Buches bedauern, daß einer gewissen metaphysischen Spekulation noch zu viel Terrain gegönnt ist. Wir meinen: wenn man einmal die Grenze zu ziehen versucht, wie weit in den Naturwissenschaften die Spekulation gehen darf und wie weit die reine Empirie berechtigt ist, und wenn man dabei auf Kant zurückgeht, dann sollte man auch gründlich dessen vorgezeichnete Bahnen nachzugehen suchen. Wenn es also z. B. S. 63 heißt: „Wer da glaubt, daß uns die Darwinsche Selektionstheorie der Lösung des Lebens- und Entwicklungsrätsels auch nur mehr als einen oder einige Schritte näher gebracht habe, der muß von der unendlichen Komplizirtheit der scheinbar einfachsten Lebensvorgänge keinen adäquaten Begriff haben“ — so sagen wir: Die Komplizirtheit der Lebensvorgänge ist es garnicht, die uns verhindert, das große Geheimnis der organischen Natur